

Die Unfähigkeit und das Bedürfnis zu glauben

Versuch einer Diagnose unserer Zeit

Hans Waldenfels SJ, Wittlaer

„Unfähigkeit zu glauben“ erinnert an den Titel des bekannten Buches von A. Mitscherlich, in dem dieser dem Westdeutschland der Nachkriegszeit die Diagnose der „Unfähigkeit zu trauern“ gestellt hat¹. Die um sich greifende Glaubensnot läßt die Frage zu, ob nicht eine sozialpsychologische Analyse des westlichen Menschen eine aufkommende Unfähigkeit zu glauben erkennen läßt. Tatsächlich scheint in breiten Kreisen die Fähigkeit zu glauben abzusterben und eine stumpfe Desinteressiertheit an den „letzten Fragen des Lebens“ zu wachsen. *Unfähigkeit* zu glauben würde aber besagen, daß nicht mangelnder guter Wille und Bosheit den eigentlichen Grund der Glaubensnot bilden. Sie könnte sehr wohl mit dem *Bedürfnis* und Verlangen zu glauben zusammenpassen. Sollte aber der Mensch der Fähigkeit zu so grundlegenden Vollzügen wie Glaube und Hoffnung, Liebe und Hingabe, Reue und Trauer verlustig gehen, so droht das Humanum selbst in Gefahr zu geraten. Ob es heute schon soweit ist, wäre zu prüfen. Jedenfalls kann erst die Diagnose der Krankheit auch den Ruf nach einer etwaigen Therapie provozieren.

I. Auf dem Wege zu einer neuen Sintflut?

Tatsächlich scheint die Menschheit auf eine neue Sintflut zuzugehen, der gegenüber der Mensch ohnmächtig ist. Je mehr die Freiheit des Menschen als hohes Gut beschworen wird, um so deutlicher zeigt sich zugleich die Angst vor der Stunde ihres Untergangs.

1. Die Allgegenwart des Technischen

Hatte der Mensch seit Beginn der Neuzeit sich kindlich gefreut über die entdeckte Freiheit, seine Autonomie und Mündigkeit und hatte er à la Comte die Neuzeit als die höchste Stufe einer Mündigkeitsentwicklung der Menschheit betrachtet, so sieht er sich am Ende des zweiten Jahrtausends in die Rolle des Goetheschen Zauberlehrlings versetzt: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“

¹ Vgl. A. und M. Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München 1967.

Der Mensch hat sich die Erde weithin untertan gemacht. Er steht auf dem Sprung ins Weltall und ist zugleich dabei, die Tiefen seines eigenen Ichs zu entblättern. Die Welt der Natur wird zusehends zu einer „hominisierten“, vom Menschen nach seinen Gesetzen umgestalteten, neugestalteten Welt, die automatisch funktioniert. Das Wort „automatisch“ aber ist verräterisch. Denn das griechische Ursprungswort „autómatos“ bedeutet soviel wie „sich selbst aus eigenem Antrieb bewegend“. Damit wird die technisch gesteuerte Automatik gleichsam zu einer Natur zweiter Ordnung. Denn das „Aus-sich-selbst-sein“ war im klassischen griechischen Verständnis die Definition der Natur². Diese „Natur zweiter Ordnung“ steht heute im Begriff, die Herrschaft über den Menschen selbst anzutreten. War die Welt weithin zum Experimentierfeld menschlicher Träume geworden, so drohen diese inzwischen zu Alpträumen zu werden³. Die Verselbständigung der Automatik hat begonnen. Viele Denkoperationen können Maschinen überlassen werden. Computer planen, programmieren, perfektionieren sich selbst, bringen den Erfinder in Zugzwang, bedrohen seine Freiheit.

Nicht ohne Grund spricht der Mensch von Freizeitgestaltung und bekennt damit, daß er sich für die freie Gestaltung seines Lebens eine eigene Zeit aussparen muß. Doch wie frei ist er wirklich? Die „Freizeit“ nimmt zu, die Arbeitszeit dank der technischen Fortschritte ab. Wie hereinbrechende Wasserwogen aber stürzen dem Menschen die Forderungen der eigenen Werke entgegen: Er muß kaufen und konsumieren, weil die Maschinen produzieren, und die Produktion darf nicht stillstehen, weil andere Menschen von ihr leben. Wo der Konsumbedarf nicht gespürt wird, hilft die Werbung nach, lockt den Käufer herbei, suggeriert ihm Modernität oder ängstigt ihn, ohne daß er es bemerkt. Die Weckung des Konsumbedarfs spart keine weißen Flecken auf der Landkarte des eigenen Lebens aus, dringt in die Privatsphäre ein, stöbert selbst die „Frei“-Zeit auf, die inzwischen zur Karikatur ihrer selbst zu werden droht. Denn Freizeit wird allmählich zu einem leeren Wort, da der Mensch selbst trotz verkürzter Arbeits- und vermehrter Urlaubszeit das Gefühl gewinnt, immer weniger Zeit zu haben, und auch die Freiheit verlorengeht. Die Freizeitangebote überstürzen sich. Information, Bildung und Vergnügen konkurrieren miteinander. Die Abwehrreaktionen gegen das massive Angebot aber können für den Menschen gefährlich werden. Man kann z. B. das Fernsehgerät am Abend abstellen, u. U. ganz auf es verzichten. Doch ohne Radio, zumindest

² Vgl. dazu H. Mühlen, *Die abendländische Seinsfrage als der Tod Gottes und der Aufgang einer neuen Gotteserfahrung*, Paderborn 1968, 33–37; auch H. Waldenfels, *Glauben hat Zukunft. Orientierungspunkte*, Freiburg 1970, 50 ff.

³ Eine recht eindringliche Situationsanalyse bietet u. a. A. Toffler, *Der Zukunftsschock*, Bern-München-Wien 1970.

jedoch ohne Zeitung leben kann der moderne Mensch nicht. Er möchte ja mitreden können. Der uninformierte, urteilslose Mensch widerspricht der selbstgewählten Haltung des mündigen und aufgeklärten Menschen; dem steht nicht die Tatsache entgegen, daß die eigene Meinung sich dem Diktat und der Sprachregelung der anonymen Meinungsmacher fügt. Denn auch Meinungen und Bildungsziele unterliegen inzwischen zunehmender Manipulation.

2. Die Funktion des Menschen im technischen Getriebe

Fragt man nach der Funktion des Menschen in diesem technischen Getriebe, so stellt man fest, daß der Mensch inzwischen in der Gefahr steht, eher zu einer Funktion des Getriebes zu *werden* als eine Funktion zu *haben*. Er, der zu Beginn der Neuzeit stolz darauf war, sich seines Verstandes zu bedienen und folglich sich und die Welt in ihrem Gang selbst bestimmen zu können, ist dabei, das Wesen zu werden, das als Rädchen im Getriebe wirkt, manipuliert und gelenkt wird und das nur noch frei bleiben kann, wo es sich der Entwicklung entgegenstemmt, sich wehrt und gegen den von ihm selbst initiierten Prozeß Widerstand leistet.

Nun scheint die Möglichkeit, Widerstand zu leisten, auf den ersten Blick eher geringfügig gegenüber den Fähigkeiten, die sich in der Schaffung der Technik gezeigt haben. Offenbart sich aber nicht gerade darin das wahre Menschsein, daß einer sich selbst immer neu in Frage zu stellen versteht und über den jeweils erreichten Stand seiner Schöpfung nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ hinausstrebt? Und liegt die Verwirklichung des Humanum nicht gerade in der Erkenntnis, daß es sich niemals total verwirklichen läßt? Besteht sie nicht gerade in dem Rest, der bleibt und über den Tod hinweg unabgegolten in eine unbeschreibbare Zukunft hineingehalten wird?

Läßt man sich nicht auf diese grundsätzliche Option – aus ihr erwächst die Fähigkeit zu glauben – ein, dann bleibt nur das negative Bild einer Menschheitszukunft, in der der Mensch der Tötung Gottes die Tötung des Menschen und des Menschlichen folgen läßt. Alles, was den Menschen immer neu über seine jeweilige Entwicklungsphase hinauszudrängen, weiterzulocken sucht: Hoffnung und Sehnsucht, Liebe und Hingabe, Muße und schöpferisches, zweckfreies Tun, Kunst und Phantasie, stirbt dann ab, selbst wenn der Mensch als Funktion im automatischen Ablauf der Welt weiterexistiert.

Hoffnung und Sehnsucht wandeln sich zur Erwartung des Eintretens erwarteter Abläufe und Ziele. An die Stelle von Liebe und Hingabe tritt die Wohltätigkeit, „Caritas“ als Beruhigung noch nicht völlig stumpfer Gewissen; sodann die Sexualität, gepaart oft mit Brutalität und Raffinesse.

Liebe als Selbstlosigkeit und Dienst wird verlacht; die schweigende Hilfe diakonischer Kräfte stirbt aus. Die geplante Vorsorge bietet sich als Ersatz an; die Versicherungen aller Art florieren. Im übrigen lebe die Haifischgesellschaft: „Wenn die Haifische Menschen wären“, fragte Herrn K. die kleine Tochter seiner Wirtin, „wären sie dann netter zu den kleinen Fischen?“⁴ Der Raum des schöpferischen Miteinanders, der absichtslosen und gerade darum kreativen Pause und Stille geht verloren. Wo früher das Zeitlose und damit das die Zeit auf Ewigkeit hin Öffnende entstand, wächst dann der Verlust der Zeit. Die Vergangenheit wird weder zur Lehre noch zum Erbe. Die Zukunft bedeutet entsprechend keine Chance mehr, sondern schränkt angesichts der automatisch aufbrechenden technischen Möglichkeiten den menschlichen Freiheitsraum immer mehr ein. In ihm erlebt sich der Mensch zusehends als Hemmschuh einer je größeren Präzision, Perfektion und Funktionsfähigkeit der Maschinen. Wo der Mensch zum „Ersatz“ für die Automatik wird, entsteht die Gefahr der Unglücksfälle, geschieht das Unberechenbare, tritt „menschliches Versagen“ auf den Plan. Die Frage des lebensuntüchtigen Lebens kommt auf. Wer wäre aber bei einer solchen wachsenden Funktionslosigkeit des Menschen dann am Ende noch lebenstüchtig?

Das Miteinander von Menschen und Völkern wird schließlich zur Belastung. Friede ist kein Hoffnungswort mehr, weckt keine Sehnsüchte. Den Frieden ersetzt der Nicht-Krieg, die harmonisierte Koexistenz sich gegenseitig im Machtspiel blockierender Mächte, das Spiel von Bremse und Gaspedal – der Wagen steht; doch die Fahrt kann jederzeit beginnen. Die Aufstände und Revolutionen, Bürgerkriege und nachbarschaftlichen Auseinandersetzungen bezeugen die Krisensituation.

Selbst ein so unverarbeiteter „Rest“ wie der Tod verliert dann seine Ängste. Denn wo es keine Sehnsucht mehr gibt und der alte Mensch nur noch geduldet, aber in innerer Einsamkeit auf ein unabwendbares Ende zu mitgeschleppt wird, wird der Tod für den Sterbenden zum Ende einer sinnlosen Wartezeit, für die Mitmenschen zur Befreiung von einer zermürbenden Last. Vielleicht ist die Vision zu düster. Doch sind nicht Anzeichen dafür da, daß Erleichterung und Aufatmen an die Stelle der Trauer treten und die Angst vor der Sinnentleertheit größer wird als die Angst vor dem Tode?

Nicht ohne Grund beginnen Philosophen und Theologen, die Möglichkeit eines Endes der Menschheit erneut zu bedenken⁵. Sollte der Mensch

⁴ B. Brecht, *Geschichten vom Herrn Keuner*, in: Gesammelte Werke 12. Werkausgabe Edition Suhrkamp. Frankfurt 1967, 394.

⁵ Vgl. K. Rahner, *Gnade als Freiheit*. Herder-Bücherei 322, 14 f: „... Das Wort Gott soll verschwunden sein, spurlos und ohne Rest, ohne daß noch eine übriggebliebene Lücke sicht-

unter sein eigenes Niveau zurückfallen und das Untermenschliche Herr über ihn werden, dann wäre es um ihn geschehen. Gerade dagegen muß sich der Mensch zur Wehr setzen. Er muß hellhörig werden, wenn man ihm die Verantwortung abnehmen möchte. Er darf es sich nicht gefallen lassen, daß *alles* erklärt und folglich auch *alles* entschuldigt wird. Das genau wäre der Tod jeglicher Verantwortung. Menschsein ist aber mehr als das Produkt von Milieu, Umwelt und Erziehung. Wo die eigenen Werke des Menschen die Herrschaft über ihren Schöpfer antreten, erhebt die totgesagte Schlange des Paradieses wieder ihren Kopf: *Sie* ist dann – mit dem Evagestus – schuldig, nicht der Mensch. Kann aber der Mensch bereuen, wo er unschuldig ist und kein Vorsatz ihm weiterhilft? Kann er noch glauben und hoffen, wo auch der andere nur meine Gefangenschaft und Unfreiheit teilt und kein Ausweg in Sicht ist?

II. Versuche des Ausbruchs

Wer im Gefängnis sitzt und frei sein will, muß den Ausbruch wagen. Noch ist der Mensch nicht so verzweifelt, seine Resignation noch nicht so stark, daß er ihn nicht auf verschiedenen Wegen versuchte.

Man muß dabei zunächst nicht einmal bei den religiösen Angeboten ansetzen. Die Religionen haben in der Gegenwartsgesellschaft ein deutliches Nachlassen ihres Einflusses zu beklagen. Wir haben daher allen Grund zu

bar ist, ohne daß es durch ein anderes Wort, das uns in derselben Weise anruft, ersetzt wird, ohne daß durch dieses Wort auch nur wenigstens eine, die Frage schlechthin gestellt würde, wenn man schon nicht dieses Wort als Antwort geben oder hören will. Was ist dann, wenn man diese Zukunftshypothese ernst nimmt? Dann ist der Mensch nicht mehr vor das eine Ganze der Wirklichkeit als solcher und nicht mehr vor das eine Ganze seines Daseins als solchem gebracht . . . Es würde aufhören, ein Mensch zu sein. Er hätte sich zurückgekreuzt zum findigen Tier . . . So wäre es ja vielleicht – wer vermag es genau zu wissen – auch denkbar, daß die Menschheit in einem kollektiven Tod bei biologischem und technisch-rationalem Fortbestand stirbt und sich zurückverwandelt in einen Termitenstaat unerhört findiger Tiere.“ Und in einem SPIEGEL-Interview (vgl. 5.1.1970, S. 84) mit M. Horkheimer heißt es: „SPIEGEL: Warum soll die Zukunft langweilig sein? – H.: Man wird das Theologische abschaffen. Damit verschwindet das, was wir ‚Sinn‘ nennen, aus der Welt. Zwar wird Geschäftigkeit herrschen, aber eigentlich sinnlose. Eines Tages wird man auch Philosophie als eine Kinderangelegenheit der Menschheit betrachten. Man wird mit dem Positivismus sagen, es sei läppisch, über die Beziehungen von Relativem und Transzendentem zu spekulieren. – SPIEGEL: Es könnte doch aber auch sein, daß sich die Menschen – wenn ihre materiellen Bedürfnisse einschließlich der sexuellen völlig befriedigt sind, den Spielen zuwenden. – H.: Die haben ja auch die Tiere. Ich kann mir gut vorstellen, daß sich das bei den Menschen fortsetzt.“ Diese Stelle ist übrigens im Nachdruck wesentlich geändert bzw. verkürzt worden; vgl. M. Horkheimer, *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen*. Ein Interview mit Kommentar von H. Gumnior. Stundenbücher Bd. 97, 88 f.

fragen, wie sich Menschen auch ohne bewußte Hinkehr zu den Religionen in ihrem Menschsein retten. Daß es auch dabei stets um den Glauben geht, wird all denen deutlich, die wissen, daß Glauben es mit einem festen Standpunkt zu tun hat, mit Hoffnung und Vertrauen, mit dem Ausbruch aus der Ichverkrampfung und Einsamkeit, mit Hingabe und Liebe und geschenkter Gnade.

1. Rückzug: Die heile Welt und die private Wüste

Ein Weg ist der Rückzug in das private Leben, das traute Heim, die Familie. Die heile Welt zu Hause bleibt auch heute ein Wunsch, wenn schon die „Welt draußen“ von Unheil zeugt. Heintje und Peter Alexander verkünden nicht nur das Evangelium der Großmütter⁶. Die Erinnerung an die schönen alten Zeiten, das „Es war einmal“ und „Weißt du noch, als wir . . .?“ bleibt allzumal. Erinnerungsfotos können Abende füllen. Nur: Löst diese Art von Erinnerung, von Lebensgestaltung ohne Nachdenken etwas? Ist sie nicht vielfach eine Flucht vor einer Zukunft, die – Gott Dank! – noch in weiter Ferne zu liegen scheint, die man nicht kennt und lieber auch nicht kennen will?

An dieser Stelle steht auch der Wunsch vieler Christen an die Kirchen und ihre Prediger, die zu leichthin einfach als „konservativ“ abgestempelt werden. Tatsächlich möchten sie die Kirchen – ob bewußt, sei dahingestellt – einspannen in die Bestätigung ihrer heilen Welt. Sie sehen in ihnen Orte der Besinnung und Ruhe und wünschen, daß dies so bleibt. Entsprechend finden sie es ärgerlich, daß „Unruhe“ in die Kirchen eingezogen ist und daß man oft genug im Gottesdienst nicht mehr das alltägliche Leben „abschalten“ kann. Die permanente Anpassung an Tageswünsche und -fragen ist ihnen ein Greuel. Die zunehmend spürbaren restaurativen Bestrebungen in den Kirchen müßten von hier aus psychologisch überprüft werden; sie sind keinesfalls ohne weiteres nur als reiner Ausdruck der Sorge um die Orthodoxie zu werten.

Eine gewisse Bestätigung erfährt diese Beobachtung durch die Antworten auf die Fragen 4 bis 6 der „Umfrage unter allen Katholiken“, die zur Vorbereitung der deutschen Synode vorgenommen wurde. Die Frage 4 fragte nach dem, was dem persönlichen Glauben und Leben als Christ hilft. An der Spitze der Antworten lag der Gottesdienst, gefolgt vom persönlichen Gebet, dem Familienleben und dann der Predigt⁷. In der Frage 5 ging es um die Erwartungen an die Predigt. In der Reihenfolge der Antworten lag die Auslegung des Wortes Gottes vorn; es folgten die Darstellung des

⁶ Vgl. das SPIEGEL-Interview mit P. Alexander vom 15. 3. 1971, 192–195.

⁷ Vgl. Synode 1/1971, 12–15, auch Herderkorrespondenz 25 (1971), 47.

Glaubens und die Behandlung moralischer und sittlicher Fragen. Auf die Frage 6: „Was ist für Sie an der heiligen Messe besonders wichtig?“ deutete sich eine recht ähnliche Tendenz an. Die stärkste Betonung fand die Begegnung mit Gott, gefolgt von den Stichworten „seelische Kraft“, „stilles Gebet“, „Gemeinschaft mit Christus“. Damit zeigt sich – entgegen manchen Erwartungen – eine deutliche Präferenz für den Innenraum zu Ungunsten der gesellschaftskritischen Bestrebungen, von denen auch in den Kirchen heute so viel die Rede ist. Vielen Menschen von heute ist die „heile Welt“ lieber, für die sie sich gerne in den Raum ihrer privaten Wüste zurückziehen. Sind nicht die Drogen auch ein solcher Rückzug zur heilen, „psychadelischen“ Welt oder gehören sie eher zum Auszug aus der Welt?

2. Auszug: Die gesellschaftlichen Formen eines permanenten Exodus

Allerdings darf der Rückzug in die eigene Wüste und Stille nicht überbetont werden. Der Marxsche Aufruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ bekommt heute einen neuen Klang. Nicht ohne Grund tritt in aller Welt an die Stelle der Arbeiterklasse die Jugend und die Studentenschaft, die den Aufstand übt, demonstriert und protestiert. Die Skala der Aktionen ist breit, vom Einsatz für den Nulltarif der Verkehrsmittel bis zum Protestmarsch zugunsten rassistisch, politisch und religiös Unterdrückter und zur Mobilisierung der öffentlichen Meinung zugunsten der Dritten Welt, des Kampfes gegen Hunger, Bildungsrückstand und soziale Ungerechtigkeit. Neben die lauten Aktionen der Straße tritt der leise Protest: das Anwachsen der Kriegsdienstverweigerung, die Lernmüdigkeit, die Verkehrung gewohnter Formen in ihr Gegenteil unter gleichzeitiger Auflösung bürgerlicher Erwartungen, die Ehe vor der Ehe, das Verlangen nach Hasch und Drogen. Der lange geübte aktive Einsatz wird von passivem Widerstand abgelöst.

Wo die Kriegswilligkeit aussetzt, erweist sich auf die Dauer die Harmonisierung der Kräfte durch Wettrüsten oder Abrüstungsgespräche als unbeherrbarer Weg zum Frieden. Wo der Beruf den Menschen nicht mehr als Menschen auszufüllen und zu erfüllen vermag, erweisen sich die Bildungsangebote und Lernprozesse der Leistungsgesellschaft als sinnlos. An die Stelle des Zukunftsinteresses tritt dann der Wille zu leben – hier und heute und gut. In mancher Hinsicht wird der Verweis auf die Natur zu Hilfe genommen: „Schaut die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen – und euer himmlischer Vater ernährt sie . . . Und was seid ihr besorgt um die Kleidung? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen: sie mühen sich nicht ab und spinnen nicht, aber ich sage euch, nicht einmal Salomon in all seiner Pracht war gekleidet wie eine von ihnen“ (Mt 6, 26–29). Das aber sind Worte Jesu, dessen Gestalt nach

Mao inzwischen wieder interessant zu werden scheint. War nicht Jesus ein Hippie reinsten Wassers, dieser „Superstar“⁸?

Das bunte Panorama der gesellschaftlichen Bewegungen hat zwar einen deutlich antitechnischen Zug, gebiert aber zugleich eine neue Moral des „tantum-quantum“; denn der Verzicht auf die Technik ist nicht mehr möglich. Vielmehr finden die technischen Mittel durchaus ihre Verwendung im Maße ihrer Brauchbarkeit für das jeweils aktuell gesetzte Ziel.

Man sucht nach neuen Formen von Solidarität und Einsatz für die anderen. Skepsis bricht überall dort auf, wo neue Autoritäten entstehen und die Brüderlichkeit bedrohen. Je nachdem kommt es entsprechend zu politischem Engagement oder zu unpolitisiertem Disengagement.

In diesem Zusammenhang ist auch die Identifizierung mit dem Erbe des Marxismus verständlich. Denn – wie Eberhard Stammmer es jüngst in einer bedenkenswerten Analyse der Haschwelle als Krisensymptom darlegte⁹ – „gerade dort ist ja der Affront der Selbstentfremdung des Menschen historisch thematisiert, und zugleich offeriert jene Ideologie visionäre Utopien, die weithin mit den aktuellen Zukunftserwartungen korrespondieren. Die ‚neue Gesellschaft‘ und der ‚neue Mensch‘ enthalten so wesentliche Elemente der Hoffnung, daß in ihnen die revolutionäre Antwort auf das zerfallende System der ‚Ausbeutung‘ und auch die korrumpernden Zwänge der technischen Zivilisation gesucht wird.“

Der Ruf nach einem permanenten Exodus macht auch vor den Kirchen nicht Halt. Das ist um so verständlicher, als ja der Exodusgedanke ohnehin im jüdisch-christlichen Raum ursprünglich beheimatet ist. Die radikalen Formen führen aber im Gegensatz etwa zu Nordamerika zumindest in unseren Breiten noch ein eher kryptogames Dasein. Spontangemeinschaften, die sich zum Gespräch zusammenfinden und zu gemeinsamer Aktion und die sich dann nicht scheuen, ihr Beieinandersein mit den Abendmahlsworten zu beschließen, die irgendwer aus dem Kreis über den gemeinsamen Tisch spricht, bleiben weithin im Verborgenen und vermeiden damit, sowohl beurteilt zu werden wie auch selbst kritisch zu beurteilen. Sind die Versuche neuzeitlicher Gottesdienstgestaltungen wie Beatmessen, politische Nachtgebete, das Leben der Amsterdamer Studentengemeinde, interkonfessionelle Agapefeiern, pfingstlerisch-ekstatische Jugendgottesdienste und vieles mehr nur Formen einer neuen Romantik? Oder sind sie auf die Dauer doch schöpferisch? Lassen sich von ihnen her Brücken schlagen zu einer

⁸ Zur jüngst auch auf dem deutschen Plattenmarkt erschienenen „Rock-Oper“ „Jesus Christ – Superstar“ vgl. Evangelische Kommentare 4 (1971), 226–228. Vgl. auch Time v. 21. 6. 1971: The Jesus-revolution, übers. in Publik v. 25. 6. u. 2. 7. 1971.

⁹ E. Stammmer, *Reise ins Abseits. Haschwelle als Krisensymptom*, in: Evangelische Kommentare 4 (1971), 184–188, Zitat: 187.

alten Tradition, oder ist am Ende doch der Bruch mit der Tradition das Entscheidende?

3. Einzug: Die Sehnsucht nach dem integrierten Selbst und die unterschwellige Asienfreundlichkeit

Eine eigentümliche Form des Exodus ist die Hinkehr zu den Schätzen Asiens. Zwar kehrte A. Koestler vor Jahren voller Stolz auf sein altes Europa und voller Despektierlichkeit für die Schätze Indiens und des Fernen Ostens von seiner Asienwallfahrt heim¹⁰. Doch lässt sich eine unterschwellige Hoffnung auf heilende Kräfte, die in jenen schweigsamen, *für uns* schweigsamen Welten vielleicht doch verborgen schlummern, deren Sprache und Art wir – noch – nicht verstehen, nicht übersehen. Die vielfältigen Übungen des Zen, des Yoga, der Meditation zeugen von der Sehnsucht nach Rückkehr zum wahren Selbst. Daß es hierbei nicht um das Tun der Massen geht, versteht sich von selbst. Noch nie hat – das weiß der westliche Mensch recht gut – die große Masse die Welt bewegt.

Zweierlei scheint der Osten anbieten zu können: eine unsagbar große Kraft des Widerstandes, die in scheinbarem Unterliegen siegt, und die Methoden, das ganzheitliche Begreifen wiedergewinnen zu können, wo der rationalistisch-analysierende Verstand scheitert. Nicht ohne Grund ist die hier angesprochene Asienfreundlichkeit zunächst überwiegend unter Intellektuellen verbreitet. Zu prüfen wäre aber auch die zunehmende Kriegsdienstverweigerung auf ihre asiatischen Wurzeln hin. Die Wege der Selbstfindung werden nicht zuletzt wegen ihrer Vieldimensionalität beachtet, bieten sie sich doch religiös, psychologisch wie auch medizinisch-therapeutisch als Hilfen an. Sie versuchen den Menschen jener lebendigen Mitte innewerden zu lassen, von der aus Weltzugehörigkeit und Gesellschaftsbezogenheit ohne Aufgabe eines entsprechenden Selbstverhältnisses möglich bleibt. Wie sehr gewisse asiatische Grundtendenzen abendländischen Aporien zu entsprechen scheinen, vermögen so einsichtsvolle Aufrisse wie – um nur zwei deutschsprachige Bücher etwas willkürlich zu erwähnen – Lily Abeggs „Ostasien denkt anders“ oder Karlfried Graf Dürckheims „Hara. Die Erdmitte des Menschen“¹¹ hinreichend zu veranschaulichen.

Die Frage bleibt, ob nicht die Hinwendung zu Asien und die Sehnsucht, die verlorene Ganzheit dort wiederzufinden, eine Flucht darstellt. Noch sind die Antworten Asiens nicht durch das Prüfbad der Technik hindurchgegangen. China und Japan müssen ebenso wie Indien den Erweis der Be-

¹⁰ Vgl. A. Koestler, Von Heiligen und Automaten. Bern-Stuttgart 1971.

¹¹ L. Abegg, *Ostasien denkt anders. Eine Analyse des west-östlichen Gegensatzes*. München-Wien-Basel Neuausgabe 1970; K. Graf Dürckheim, *Hara. Die Erdmitte des Menschen*. Weilheim 3. Aufl. 1967.

wahrung ihrer Integrität noch erbringen, wenngleich vieles dafür spricht, daß er gelingen dürfte. Das aber würde dann erst recht die Frage erlauben, ob unsere Krankheit sich nicht auf den *westlichen* Menschen beschränkt. Hat die östliche Weisheit in dieser Lage therapeutischen Wert? Nun scheinen sich östliche Meditation und westliches Glauben wie feindliche Brüder gegenüberzustehen. Die Meditation schmeichelt gar dem modernen westlichen Menschen, da sie ihm seine Autonomie zu belassen scheint und nicht wie die Glaubenshaltung heteronome Bindung verlangt. Die Auseinandersetzung mit Asien steht uns auf jeden Fall noch bevor.

4. Die Chance der Religionen

Mit letzterem „Einzug“ und der Asienfreundlichkeit stehen wir schon im Bereich der Religionen. Je nach Einschätzung wird in ihnen deutlicher der Aufruf zum Rückzug, zum Auszug oder zum Einzug vernommen. Gegen eine Religion des faulen Trostes, der zum Beruhigungsmittel für Dumme und Schwache wird – „Opium des Volkes“ (K. Marx) –, der Ablenkung und der Projektion menschlicher Wünsche und Sehnsüchte (L. Feuerbach, S. Freud) wird seit langem Kritik laut. Der Versuch christlicher Theologen nach K. Barth, das Christentum vor dieser Kritik dadurch zu schützen, daß man es aus dem Verband der Religionen herausläßt, darf als gescheitert gelten¹². Bedenkenswert ist hingegen der etwa von E. Bloch so stark betonte Gedanke des Exodus¹³, zumal wenn dieser in seiner doppelten Komponente gesehen wird: *Auszug aus der Gefangenschaft Ägyptens und Einzug in das gelobte Land der Verheißung*. Nur in der Doppelheit von Auszug und Einzug liegt eine Chance für die Religionen. Auszug allein führt am Ende zum Rückzug, wenn vielleicht auch in gesellschaftlicher Form. Die Predigt des Einzugs aber verhallt ungehört, wo die Notwendigkeit des Auszugs übersehen wird.

Das Zweite Vatikanische Konzil sagt in seiner Erklärung „Nostra Aetate“, nr. 1: „Die Menschen erwarten von den verschiedenen Religionen Antwort auf die ungelösten Rätsel des menschlichen Daseins, die heute wie von je die Herzen der Menschen im tiefsten bewegen.“ Sie sollen somit versuchte Antworten auf die Lebensfragen des Menschen sein. Dennoch wirken diese Antworten heute weithin langweilig. Liegt das an den Antworten? Es könnte ja auch an der Formulierung der Fragen liegen. So fällt z. B. auf, daß die in der genannten Erklärung aufgeregten Fragen sich gleichsam zeitlos um den Menschen, und zwar den Einzelmenschen aller Zeiten

¹² Vgl. G. Thils, *Christentum ohne Religion?* Salzburg 1969.

¹³ Vgl. E. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt 1959; ders., *Atheismus im Christentum. Zur Religion des Exodus und des Reichs*. Frankfurt 1968; dazu C. H. Ratschow, *Atheismus im Christentum? Eine Auseinandersetzung mit E. Bloch*. Gütersloh 1970.

drehen: „Was ist der Mensch? Was ist Sinn und Ziel unseres Lebens? Was ist das Gute, was die Sünde? Woher kommt das Leid, und welchen Sinn hat es? Was ist der Weg zum wahren Glück? Was ist der Tod, das Gericht und die Vergeltung nach dem Tode?“ Und schließlich: „Was ist jenes letzte und unsagbare Geheimnis unserer Existenz, aus dem wir kommen und wohin wir gehen?“ Wirken nicht diese Fragen – trotz ihrer grundsätzlichen Richtigkeit – blaß angesichts der konkreten Wirklichkeiten *unserer* heutigen Zeit? Unscharfe Fragen erzeugen auch unscharfe Antworten. Weltferne, weltfremde Antworten hinwiederum machen auch die Religionen weltfern und weltfremd.

Ein Vergleich unterstreicht das Gemeinte. In der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, nr. 10, sind dieselben Fragen nuancierter noch einmal gestellt: „Dennoch wächst angesichts der heutigen Weltentwicklung die Zahl derer, die die Grundfragen stellen oder mit neuer Schärfe spüren: Was ist der Mensch? Was ist der Sinn des Schmerzes, des Bösen, des Todes – alles Dinge, die trotz solchen Fortschritts noch immer weiterbestehen? Wozu diese Siege, wenn sie so teuer erkauft werden mußten? Was kann der Mensch der Gesellschaft geben, was von ihr erwarten? Was kommt nach diesem irdischen Leben?“

In seiner „Theologie der Frage“ berichtet Hans-Dieter Bastian von einer irritierenden Erfahrung, die E. Schweizer als Gastprofessor in Tokio in einem Seminar für japanische Fachkollegen machte. Er stellte Fragen und erhielt keine Antworten. Erst später klärte ihn ein japanischer Theologe auf. „In Japan, so erklärte er, wird der Frage eines Professors solche Bedeutung beigemessen, daß man sie als Meditationsthema aufnimmt und gründlich bedenkt. Würde und könnte man sofort antworten, wäre damit ihre mangelhafte Qualität, darüber hinaus auch die des Fragestellers erwiesen“¹⁴.

Solange der Mensch sich als fragendes Wesen gibt, sind Antworten gut; nur müssen diese den Fragen entsprechen. Es kommt aber dann auch auf die *richtigen* Fragen an. Wir leben inzwischen in einer derartig antwortreichen Zeit, daß die nächsten Fragen bereits wieder vorprogrammiert werden und der Mensch in der Gefahr steht, selbst die Freiheit des Fragens zu verlieren. Der Mensch braucht deshalb heute auch vor allen Antworten die Fragen, die ihn aus dem Zwang des Frage-Antwort-Spiels der Wissenschaften befreien und auf jene Ebene zurückführen, wo er Mensch sein kann.

Zwei Beobachtungen bestätigen die Überlegung. Wo immer ein echter Prophet auftritt, wird er verfolgt, weil er zunächst einmal in Frage stellt,

¹⁴ H. D. Bastian, *Theologie der Frage. Ideen zur Grundlegung einer theologischen Didaktik und zur Kommunikation der Kirche in der Gegenwart*. München 1969, 90.

Umdenken und Konversion fordert. Damit aber weckt er die Kräfte des Widerstandes bei seinen Zuhörern: Sie werden aggressiv. Wo eine Religion nicht mehr verfolgt wird, wo sie – im Gegenteil – totgeschwiegen wird und die Menschen sich von ihr abwenden, ist es an der Zeit, sich des eigenen Auftrags zu erinnern. Die qualvolle Frage des Propheten: „Lieg es an mir, wenn die Reizschwelle nicht mehr überschritten wird, oder an der Fähigkeit und Bereitschaft der Hörer oder doch derer, die hören könnten?“ geht zuerst an ihn selbst. Auf jeden Fall kommt es auf die herausfordernden Fragen an.

Auf der anderen Seite dürfte die stille Mission der indisch-fernöstlichen Religiosität ihre Begründung gerade im Ruf nach der Frage und der Erkenntnis der Fragwürdigkeit auch des heutigen Lebens finden. Die asiatischen Übungen der Sammlung suchen ja den Menschen von der Hektik der Gedanken zum Denken hin zu befreien, von der Vielzahl der Worte fort zu dem einen wortlosen Wort hin zu sammeln. Dabei bedeutet die religiöse Institution nichts, die Übung alles.

Die Chancen der Religionen liegen heute stärker in der Solidarität mit dem Leiden als in der Verkündigung losgelöster Antwortsprinzipien, mehr in der Aufforderung zur schweigenden Praxis als in spekulativen Erörterungen, in einem glaubwürdigen Lebenszeugnis der Jünger als in vielen Glaubensaussagen. Heute bedeutet die Abkehr von den Religionen nicht unbedingt den Verlust der Religion. Religionskritik als Kritik an den institutionalisierten Religionen müßte schärfster unterschieden werden von der Religionskritik als Kritik an Religion überhaupt.

III. Und der christliche Glaube?

In vielfältig verdeckter Form brechen die Grundanliegen der Menschen wieder neu auf: die Sehnsucht nach einer heilen Welt – das Wissen um die Notwendigkeit des permanenten Exodus aus dem Status quo, der nicht auf Fortschritt, sondern auf Metanoia hinzielt – die Suche nach der verlorenen Ganzheit, dem verlorenen Selbst: „Man ist ja nicht mehr man selbst!“ – die Frage nach dem Schlüssel zum verlorenen Paradies der Sinngebung oder nach einem tragfähigen Fundament für ein Leben, das im Tode endet und keine Hoffnung und keine Zukunft zu haben scheint.

Hat das Christentum in dieser Stunde kultur- und religionssoziologisch gesehen eine Chance? Bedenkt man, daß für den durchschnittlichen westlichen Menschen Glaube nach wie vor zunächst die Grundhaltung des Christen ist, so lautet die Frage genauer: Hat das Christentum die Chance, das Bedürfnis nach Glauben zu wecken und zu stillen?

Im Blick auf das Glaubensverständnis des Christentums kann uns drei-
erlei deutlich werden: 1. Das genuin christliche Glaubensverständnis ist längst dabei, sich als Grundhaltung ins Allgemein-Menschliche hineinzointegrieren: Glaube ist überall dort am Werk, wo der Mensch auf vielfältige Weise und mannigfachen Wegen nach einem festen Grund sucht. 2. Dagegen erfordert das inhaltliche Angebot des Christentums eine Entscheidung: Ausbruch, Hinkehr, Sprung – „auf dein Wort hin“ (Lk 5, 5). Im Aufruf zum Sprung – „gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4, 2) – aber liegt 3. – auch gegenüber allen anderen Versuchen des Ausbruchs, die zuvor besprochen wurden, – die uneinholbare Chance des Christentums, weil ihm die Verheißung gegeben ist, nicht fehlzugehen.

1. Die Lehre von einem Standpunkt: „Bauen auf den Felsen“

Das christliche Glaubensverständnis ruht auf der grundlegenden Lehre vom Standpunkt. Dabei muß Glaube von seinem alttestamentlich-jüdischen Ursprung her verstanden werden¹⁵. Zwei Gesichtspunkte gehören dort zusammen: Das Bauen-auf, Setzen-auf, Vertrauen und Glauben im Anschluß an das hebräische „aman“ (vgl. „Amen“ = „Ja, so ist es, so soll es sein!“) sowie der „Fels“, auf den wir bauen, setzen, vertrauen, an den wir uns halten.

Glauben in diesem Sinne bedeutet nicht Herauslösung, sondern Verankerung des Lebens. Es geht nicht primär um das Fürwahrhalten von Satzwahrheiten, die den Bereich des Wissens erweitern, sondern um den ganzen Menschen. Die Hinführung zum Glauben besteht denn auch nicht zunächst in einer Übung des Denkens, sondern in einer grundlegenden Neueinstellung des Menschen auf die ganze Wirklichkeit. Der christliche Glaube aber stellt sofort dort eine Herausforderung dar, wo er dem Menschen zu verstehen gibt, daß er nicht auf sich selbst bauen kann, sondern auf einen anderen setzen muß. Bei der großen Not der Einsamkeit und Vereinsamung, unter der Menschen leiden, sollte man meinen, eine solche Herausforderung stelle in sich bereits eine wirkliche Hilfe dar. Dennoch gibt es nicht wenige Menschen, die lieber aus der Not eine Tugend machen und heroisch ihr Alleinsein als die höchste Verwirklichung menschlichen Da-seins betrachten. Sie fürchten die Abhängigkeit. Vielfach haben Enttäuschungen sie mißtrauisch gemacht und ihnen den Mut geraubt, es noch einmal mit dem anderen zu versuchen. Diese Enttäuschungen richten sich oft auch auf die Kirche, genauer: die Menschen, die die Kirche bilden, Kirchenführer ebenso gut wie einfache Gläubige. Die Diskrepanz von Glaubensverkündigung und Glaubensleben, Theorie und Praxis, Freiheitsideal und

¹⁵ Vgl. zum Folgenden ausführlicher H. Waldenfels, a. a. O., 26–35. 55–64. 81–130.

erzwungener Uniformierung, Preisung des Dienstes und autoritärer Führung, bedroht nach vielen die Glaubwürdigkeit der Kirche und wirft für sie die Frage auf, ob die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine wirkliche Glaubenshilfe oder eher ein Glaubenshindernis darstellt¹⁶.

Bei all dem bleibt es bei der grundlegenden Feststellung, daß der Mensch, will er Mensch sein, nicht auf sich selbst bauen kann. Auf wen aber soll der Mensch bauen? Es fällt auf, daß die Antwort der Heiligen Schrift, die das Christentum vorzubringen hat, nicht von Institutionen spricht, sondern von Menschen, die ihrerseits in Gott verankert sind, schließlich von Gott selbst. So heißt es beim Psalmisten: „Der Herr ist mein Fels, meine Burg und mein Erretter, mein Gott ist mein Hort, bei dem ich Zuflucht suche“ (Ps 18, 3; vgl. Pss 19, 15; 28, 1; 31, 3 f.; 62; 71, 3; 78, 35; 89, 27; 94, 22 u. ö., auch die klassische Lutherübersetzung: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ [Ps 46]). Gott wiederum hat uns nach Paulus auf *Christus* fest gegründet: „So viele Verheißungen Gottes es auch gibt, in ihm ist das Ja. Deshalb erklingt auch durch ihn das Amen zur Verherrlichung Gottes durch ihn“ (2 Kor 1, 20 f.). Er war schon der „Fels“, der die Israeliten in der Wüste begleitete (vgl. 1 Kor 10, 4). Mit Christus als Eckstein sind wir schließlich aufgebaut auf der Grundmauer der *Apostel und Propheten* (vgl. Eph 2, 22, auch Jes 28, 16; 1 Pt 2, 6). Schon im Alten Bund heißt es von Jeremias, daß Gott ihn „zu einer festen Burg, zu einer eisernen Säule und zu einer ehernen Mauer gegen das ganze Land“ macht: „Wenn sie auch gegen dich anstürmen, sollen sie dich doch nicht bezwingen: denn ich bin mit dir, um dich zu behüten“ (Jer 1, 18 f.). Im Neuen Bund nennt Christus einen seiner Apostel mit neuem Namen: Petrus, „auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ (Mt 16, 18)¹⁷.

Standpunktsuche und -findung ereignen sich stets in der konkreten Welt-situation. Christlich gehört dazu der Ausbruch aus sich selbst und die Hinkehr zum anderen. Die „anderen“ sind vordergründig Menschen, „Apostel und Propheten“, Jesus Christus; der „andere“ ist hintergründig Gott. Gott ist jedoch unmittelbar nur im Entzug, härter formuliert: in der Abwesenheit, in seinem „Tod“ greifbar, in seiner Anwesenheit, in seinem „Leben“ höchstens mittelbar in solchen Menschen, die an ihn glauben. Es kann daher auch von Gott nur die Rede sein, wo vom Menschen die Rede ist. Jesus selbst hat dazu den Weg gewiesen, als er die Frage nach seinem Vater mit

¹⁶ Vgl. die entsprechende Frage des Augsburger Ökumenischen Pfingsttreffens im Arbeitspapier der Arbeitsgruppe I. *Glaubensnot und Kirchen*; im offiziellen Heft: Arbeitspapiere. Ökumenisches Pfingsttreffen Augsburg 1971, 11.

¹⁷ Die Priorität des Auferstehungsglaubens des Petrus sucht W. Marxsen zu begründen; vgl. sein Buch: *Die Auferstehung Jesu von Nazareth*. Gütersloh 1968, 53–56. 61 f. 85–87. 90–100 u. ö.

dem Hinweis beantwortete: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Jo 14, 9). Der Gott der Christen trägt immerzu ein Menschenantlitz.

2. Die Aufforderung zur Ekstase

Bauen-auf-andere besagt zugleich Mut zur „Ekstase“, Bereitschaft, sich aus dem eigenen Gefängnis befreien zu lassen, sich von dem anderen ergreifen zu lassen. Nun ist das Stichwort „Ekstase“ im Raum des offiziellen Christentums bis auf den heutigen Tag einigermaßen suspekt. Die Negativgeschichte des Ekstatischen wartet noch immer auf ihren Historiker. Sie müßte beginnen mit dem Mißtrauen gegen das Zungenreden und das unbändigte Geistwirken in der Urkirche; das Wort des Paulus hatte seine Wirkung: „In der Gemeinde will ich lieber fünf Worte mit meinem Verständnis reden, um auch andern etwas zu bieten, als zahllose Worte in entrückter Sprache“ (1 Kor 14, 19). Sie müßte weiter die Domestizierung des Prophetischen beschreiben. Gar mancher unbequeme Prophet ist nach seinem Tode heiliggesprochen worden. Es müßte die Frage geklärt werden, woher es kommt, daß Mystiker in der Kirche sehr oft mit Verdächtigungen rechnen mußten: nicht nur Meister Eckhart, auch Johannes vom Kreuz und Ignatius von Loyola. Die merkwürdige Einschätzung der Frauen würde deutlich; sie hatten zu schweigen in der Kirche trotz Hildegard von Bingen, Katharina von Siena und Teresa von Avila. Die Rolle der Ordensstifter wäre unter dieser Rücksicht fast genauso von Interesse wie die vieler Häretiker. Für die Gegenwart aber müßte der Abbau des kirchlichen Feierns und die Intellektualisierung des Glaubenslebens besprochen werden. Zur Abrundung dieses Bildes gehörte dann noch die Geschichte des christlichen Gehorsams¹⁸.

Mut zur Ekstase besagt Mut, der Phantasie Raum zu geben, um so für Überraschungen offen zu bleiben. Unsere Zeit glaubt nicht an Wunder, liebt die Ordnung. Die Chance der Kirche liegt dementsprechend auch nicht in der Betonung des Ordnungsgedankens, des Hierarchisch-Institutionellen, des Systematischen in Dogma und Moral, so wenig sie entbehrt werden können, sondern in der Beachtung, Unterstützung und Förderung der charismatischen Aufbrüche. Die Bereiche sind in den zuvor skizzierten Punkten der Negativgeschichte des Ekstatischen angedeutet. Die Gottesdienst-„Ordnung“ muß sich öffnen für das Experiment, für Versuche neuer Formen, muß auf jeden Fall den Abfall in die Einseitigkeit und Armut reiner Worthaftigkeit („Wortgottesdienste“!) gerade aus dem Reichtum des Katholischen heraus abwehren. Auch die Meditation ist ein Angebot des Christlichen, das aber entschiedener auf seinen ganzheitlichen, d. h. den

¹⁸ Vgl. H. Waldenfels, a. a. O., 111–115.

Menschen in seiner Leib-Geistigkeit beachtenden Charakter und damit in seinen Möglichkeiten der Einübung des Menschlichen gesehen werden müßte. Dabei wäre der Sinndeutung J. Sudbracks zuzustimmen, der die christliche Meditation eine „begreifende Ekstase“ nennt und so die asiatische Meditation zumindest in ihrem theoretischen Selbstverständnis korrigiert¹⁹. Die Stärke des Christentums liegt schließlich in der ständig neuen Konkretisierung des Gebotes der Liebe, des Ausstiegs aus dem Bau eigenen Weltbegreifens und Weltgestalten-wollens, in der Kraft der Solidarisierung mit allen Menschen, des Hören-könnens und des helfenden Zupackens, in ihrer immer neuen Entwicklung von Brüdergemeinschaften. Die Aufforderung, neue gemeinschaftliche Lebensformen zu versuchen, ergeht dabei einerseits an die klösterlichen Gemeinschaften der Kirche, andererseits aber auch an die Laien in der Vielfalt der Lebensgemeinschaften. Der Ausfall des Beitrags der Christen wird heute in vieler Hinsicht bedauert. Die neue Gestalt des Verhältnisses von Brüderlichkeit und Autoritäts- bzw. Hierarchiestrukturen steht noch aus. Die neue Formulierung des Bußaktes der Meßfeier: „Ich bekenne, . . . daß ich Gutes unterlassen und Böses getan habe . . .“ wird die Kirche auf sich selbst beziehen müssen: Versagen zeigt sich in unserer Zeit nicht primär dort, wo „Gebote“ („Ordnungen“) übertritten werden, sondern wo der Ruf zum ständigen Übersteigen seiner selbst ungehört verhallt und somit auch die Formen des Prophetischen sterben.

Der Ekstatischer ist ja zugleich der Prophet, jener nämlich, der in der Zeit lebt, sie durch- und mitleidet, aber gerade darin die Hinkehr zum anderen vollzieht und so – vielleicht trotz vieler Enttäuschungen – die Hoffnung auf Erfüllung wachhält. Die laute Kunde von dieser Hoffnung macht das Wesen des Propheten aus. Der Christ findet sie zunächst im Blick auf die Gestalt dessen, den das Volk selbst einen Propheten nannte: Jesus von Nazaret. Sein Leben stand im Zeichen der Dialektik von Tod und Leben. Sein Zerbrechen am Kreuz setzte den Maßstab: Maßlosigkeit und Unermeßlichkeit durchkreuzt alle Berechnung. Alle technischen Auskünfte erscheinen hier als fragwürdige Antworten in ihrer Vorläufigkeit; denn unberechenbare und unberechnete Liebe wirkt gesellschaftspolitisch beunruhigend und revolutionär, gerade weil sie keine Sicherheit mehr gibt, – es sei denn, der Absturz in die Unermeßlichkeit von Liebe bis in den Tod findet seinen Grund; dann wäre der Glaube am Ziel. Tatsächlich sprechen tote Propheten selbst in ihrem Tode weiter. Nicht ohne Grund vermeidet es unsere Zeit, Martyrer zu machen!

¹⁹ Vgl. J. Sudbrack, *Christliche Meditation, Versenkung oder begreifende Ekstase?*, in: GuL 43 (1970), 437–454.

3. Die Chance der Verheißungsworte

Die Voraussetzung des Ekstatischen ist die Bereitschaft, sich etwas sagen und sich beschenken zu lassen. Wo immer aber Menschen diese Bereitschaft sich bewahren oder neu erwerben, verkörpern sie – selbst unbewußt – den Glauben an Verheißungen. In solchen Verheißungen aber überlebt die Vergangenheit, ragt sie in die Gegenwart hinein, findet sie ihre Zukunft.

Nun sorgt sich der heutige Mensch um nichts mehr als um seine und der Menschheit Zukunft. Zukunftsworte, die zugleich Verheißungsworte sind, haben daher die große Chance, gehört zu werden. Man könnte daher gar den bekannten Kantischen Wahlspruch der Aufklärung umformen und dem Menschen, zumal dem Christen zurufen: „Habe Mut, dich in der Gegenwart der Erinnerung an deine Verheißungen zu bedienen!“ Dabei geht es dann um „jene gefährliche *Erinnerung*“, die H. Marcuse gesehen und J. B. Metz aufgegriffen hat, „die unsere Gegenwart bedrängt und in Frage stellt, weil wir uns in ihr an unausgestandene Zukunft erinnern“²⁰. Die etablierte Gesellschaft scheint die subversiven Inhalte des Gedächtnisses zu fürchten, weil es vergangene Schrecken und Hoffnungen in die Erinnerung ruft²¹. Wo aber Verheißungen auf diese Weise wirksam werden, wird die jeweilige *Gegenwart* das Vorläufige, Unabgeschlossene, Nicht-Endgültige. Hat früher oft die Vergangenheit als Maßstab des Lebens gegolten, so muß heute darauf geachtet werden, daß nicht die Gegenwart zum absoluten Maßstab gestempelt wird. Das aber geschieht nur dort, wo Erinnerung an die Vergangenheit, Gegenwartserfahrung und Verheißung der Zukunft einander ständig herausfordern.

Das hat entsprechend zur Folge, daß es nicht die Aufgabe der christlichen Glaubensverkündigung sein kann, sich primär um das Aggiornamento zu bemühen und vergangene Aussagen mit dem jeweiligen Stand der wissenschaftlichen Forschung zu versöhnen; vielmehr muß sie diesen selbst wieder sprengen. In diesem Sinne formuliert J. Moltmann zu Recht: „Für den Theologen geht es nicht darum, die Welt, die Geschichte und das Menschsein nur anders zu *interpretieren*, sondern sie in der Erwartung göttlicher Verheißung zu verändern“²².

Die Stichworte christlicher Verheißung heißen in ihrer Ursprungsgestalt „ewiges Leben“ (Jo 3, 15. 36; 5, 24; 6, 27. 40. 47; 10, 28 u. ö.), „neue Schöpfung“ (2 Kor 5, 17; Gal 6, 15), „neuer Himmel und neue Erde“ (2 Pt 3, 13;

²⁰ J. B. Metz, *Reform und Gegenreformation heute. Zwei Thesen zur ökumenischen Situation der Kirchen*. Mainz 1969, 40 f., dort auch das Zitat.

²¹ Vgl. H. Marcuse, *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Neuwied 1967, 117.

²² J. Moltmann, *Theologie der Hoffnung. Untersuchungen zur Begründung und zu den Konsequenzen einer christlichen Eschatologie*. München 5. Aufl. 1966, 74.

Apk 21, 1), „heilige Stadt“ (Apk 21 f.), „neuer Mensch“ (Eph 2, 15; 4, 24), Auferweckung, Heil. Sie klingen den Skeptikern heute wie je utopisch genug. Wir Christen haben jedoch keinen Anlaß, sie noch unglaublicher zu machen, als sie ohnehin sind, indem wir ihre immanente Sprengkraft unsererseits beeinträchtigen. Das kann auf dreierlei Weise geschehen²³:

a) Die Erfüllung der Verheißung kann in eine Epoche verlegt werden, die jenseits von Zeit und Geschichte liegt. Die Geduld des Wartens in reiner Passivität wäre dann die herausragende Tugend. Ein Heil reiner Jenseitigkeit aber muß als Opiat in dieser Welt wirken; denn Weltabgewandtheit in unserer konkreten Welt wird zur Welt- und Menschenverachtung. Die Kunde von der Menschenfreundlichkeit Gottes (Tit 3, 4) wäre damit entleert.

b) Die Erfüllung der Verheißung kann in der Erreichung praktikabler und von Seiten des Menschen realisierbarer Ziele gesehen und damit die Zugkraft der Verheißung gehemmt werden. Die Beschränkung der Erfüllung auf den Bereich reiner Diesseitigkeit, die Utopie eines vom Menschen selbst zu schaffenden Paradieses führt aber am Ende zu einer Welt der „geschlossenen Türen“ in einer selbstgeschaffenen Hölle²⁴; denn der Mensch drängt nach den offenen Türen. Übrigens wird auch die Kirche heute unglaublich, wo sie von sich aus meint, Türen schließen zu müssen, wo sie das Reich Gottes mit der kirchlichen Institution identifiziert und den Geist in den Buchstaben bannt. Macht und Eigenmächtigkeit bleiben die große Versuchung jeder Institution.

c) Die Verheißung wird schließlich nichtssagend und gesellschaftlich unfruchtbar, wenn die radikale Hoffnung radikal spiritualisiert und individualisiert wird. Wo sie nämlich nur noch den Einzelnen und seine „Seele“ meint, tritt an die Stelle des Neuen Himmels und der Neuen Erde die Unsterblichkeit der Seele und wird der Weg zu ihr zur reinen „Seelsorge“; der Mensch in seiner Totalität, in seiner Leiblichkeit und damit in seiner Gesellschaftlichkeit und Weltlichkeit wird nicht mehr gesehen.

Ein letztes aber darf nicht übersehen werden: Die Verheißung hat nur dann eine Chance, wenn sie zugleich entgrenzt und einweist: „Ich bestelle dich . . . , auszurotten und niederzureißen und zu verderben und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen“ (Jer 1, 10). Überall, wo Grenzen fallen, ist das Ergebnis Freiheit. Doch wird der Mensch nur glücklich, wenn diese Freiheit nicht nur „Befreiung-von“, sondern zugleich „Befreiung-zu“ besagt. Die Destruktion der Kritik muß begleitet sein vom Morgenrot eines

²³ Vgl. H. Cox, *Das Fest der Narren. Das Gelächter ist der Hoffnung letzte Waffe*. Stuttgart 2. Aufl. 1970, 117.

²⁴ Vgl. J. P. Sartre, *Bei geschlossenen Türen* (huis Clos), in: *Gesammelte Dramen*. Hamburg 1969, 67–98.

neuen Tages, – so wie der Auszug aus Ägypten seine Sinnhaftigkeit erst aus der Ansage eines gelobten Landes zog. Je radikaler aber die Hoffnung, um so radikaler trifft auch die Kritik. Wo Leben verheißen wird, geht es nicht ohne Tod ab. Wer Sicherheit finden will, muß Unsicherheit wagen, – so wie am Ende des Johannesevangeliums Petrus springen muß, um dem Herrn zu begegnen (vgl. Jo 21, 8, auch Mt 14, 29 ff.).

Für einen Menschen, der zwischen Unfähigkeit und Bedürfnis zu glauben schwankt, bleibt nur der grundlegende Rat zum Sprung – entlang an Stichworten wie „hoffend gegen alle Hoffnung“ (Röm 4, 18), Torheit der Predigt des Kreuzes, ja Gottes selbst (vgl. 1 Kor 1, 17–27). Der Sprung in die Unsicherheit ist Sache der Narren. Jesus selbst wird im Narrenkleid zu Herodes geführt (vgl. Lk 23, 11). G. Rouault hat Jesus als Narren dargestellt. Vielleicht liegt darin ein Hinweis für uns heute. Ob auch die Kirche ihre Hofnarren zu dulden bereit ist, steht auf einem anderen Blatt. Ihre Zukunft wird es jedoch ohnehin zeigen.

Mensch werden auf der Suche nach Gott

Geht das auch unser heutiges Mönchtum an?¹

Corona Bamberg OSB, Herstelle

Der Zen-Meister trifft in dem berühmten Bogenschützengleichnis ins Schwarze, weil er nicht ins Schwarze zielt. Das könnte etwas zu sagen haben für unser Thema mit seinen beiden entscheidenden Zielpunkten: Mensch-Werdung und Gott-Suche. Es könnte sich ergeben, daß der am ehesten ins Schwarze des Menschwerdens trifft, der die Pfeilspitze darüber hinaus richtet; wie jener Gott am nächsten kommen mag, der ihn nicht ausschließlich, sondern einschließlich all dessen anzielt, was Menschsein und Menschwerden soll in jeder geschichtlichen Epoche.

¹ Der Artikel führt das Anliegen eines Buches der Verf. weiter, das im Herbst dieses Jahres unter dem Titel „Was Menschsein kostet“ in der Verlagsgemeinschaft Katholisches Bibelwerk-Echter herauskommen wird.